Humanistische und nationale Bildung,

eine historische Betrachtung.

Vortrag
gehalten in der
Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums
in Berlin und der Provinz Brandenburg
am 6. Dezember 1905

von

Gustav Roethe.

BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung
1906.

5

Meine Herren!

Uns vereinigt hier die dankbare Liebe zu einer Bildung, die wir bedroht wissen und in der wir doch starke Wurzeln unsrer persönlichen und unsrer nationalen Kraft sehen. Wir fürchten für das liebe Vaterland, wenn wir für das kostbare Gut humanistischer Bildung fürchten. Die Liebe fragt nicht viel nach Gründen: sie trägt eine innere Gewißheit, einen Glauben in sich, die keiner Beweise bedürfen: das tiefste und feinste ihres Gehaltes entzieht sich doch der Formulierung, und die Scham schließt ihr den Mund. „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.“ Etwas von dieser Erfahrung Goethes hat jeder gemacht, der als Schüler des Gymnasiums würdig war. Diese eigene Erfahrung greift ins Tiefste: wer mag davon reden? Aber bekennen sollen wir, im Weiten und im Engen. Vor einem Jahre hat Herr Harnack diesem Kreise in unbefangener Ruhe und vielseitiger Umschau, warm und klug entwickelt, was von Überzeugungen uns etwa gemein ist, die wir für die Fortdauer des echten humanistischen Gymnasiums

einstehen. Gestatten Sie mir, daß ich heute persönlicher und einseitiger spreche!

Herr Harnack hat seine Worte in das Gleichnis von den drei Ringen ausmünden lassen: drei Ringe, drei höhere Schulen. Welcher von den drein seine Liebe gehört, das hat er nicht verschwiegen; aber allen drein gestand er die Echtheit zu. Wie in hundert und aber hundert Jahren des weisen Richters Wahrspruch lauten wird, das weiß ich nicht. Heute halt ich mich an die schlichte Fabel, und für sie hat der Mann im Osten, der seinen Wunderring von lieber Hand erhielt, doch nur den éinen Opal, der in hundert schönen Farben schillernd seine geheimen Kräfte ausströmt. Diesen Opal kennen wir, so lange wir unser Volk kennen, und wir wissen, daß er seine Macht nicht verloren, ja daß sie sich im Laufe der Jahrhunderte fast wunderbar immer aufs Neue verjüngt hat. Mag sein, daß es ernste Notwendigkeit ist, auch höhere Schulen stärker nach praktischen Bedürfnissen auszugestalten als die geschlossene Form des Gymnasiums das zuließ. Und gewiß, wir brauchen überall Männer, die derb und kräftig zufassen, dem Tage mit schnellem Auge und Willen ansehen, was er unmittelbar braucht; eine Hypertrophie der rein geistigen Bildung wird keinem Volke gut bekommen. Und Mannigfaltigkeit der Erziehung ist an sich ein großer Vorzug. Das alles ändert nichts daran, daß der geistige Generalstab noch auf lange, auf immer, wenn Menschen so reden dürfen, durch die Schule von Hellas und Rom gebildet werden muß. Regierungserlasse können verschiedene Bildungswege wohl gleichstellen, aber nicht gleichwertig

machen, und die Universität wird — schon jetzt macht sich das fühlbar — schwer darunter leiden, daß ihr die sichern gemeinsamen Grundlagen aller geistigen Kultur nicht mehr als selbstverständliche Voraussetzung gelten dürfen. Über die Erfolge der Oberrealschule kann ich aus eigner Erfahrung nicht sprechen, und so enthalte ich mich des Urteils, so wenig ich zweifle, daß Menschengeist und Menschenschicksal, nicht die eherne Gesetzmäßigkeit der Natur, die berufenen Erzieher der Unreifen sind. Dagegen sind die Realgymnasiasten längst zum Studium der neueren Sprachen zugelassen, und seit bald 20 Jahren kann ich die Ergebnisse der beiden Schulen vergleichen, von denen die eine das Griechische, die andere das Englische voraus hat, das gerade für deutsche Philologen einen Vorsprung fachlichen Wissens bedeutet. Fast bin ich erstaunt, wie weit an bildender Kraft die neuern Sprachen da zurückstehen: in Schmerz und Zorn hat mir schon manch braver Gesell sein Herz ausgeschüttet über die Überlegenheit, die nach kurzer Zeit die Gymnasiasten überall erwarben. Freilich als Philologen. Aber es handelt sich doch um die Jünger der Wissenschaft vom deutschen Geiste.

An dem éinen Opal und seiner gottgegebenen Kraft, die um so sicherer wirkt, je geheimer sie waltet, bin ich nie irre geworden. Nicht ganz so zweifellos scheint mir, ob der Opal noch in der rechten Fassung steckt. Das Gold realistischer Bildung ist leichter in die Scheidemünze umgesetzt, die der Tag braucht, und so hat man bis heute, wies scheint, das Gymnasium allzusehr mit Dingen belastet, die seinem Wesen kaum gemäß sind.

Auf die Romane vom unglücklichen Schüler, die heute Mode sind, leg ich gar keinen Wert: will man sie als Zeichen der Zeit beachten, so beweisen sie doch höchstens, daß viele Jungen auf die Schule nicht passen, auf die sie Kurzsichtigkeit und Ehrgeiz der Eltern bannt, beweisen etwa weiter, daß es neben guten auch schlechte Lehrer gibt, was nie jemand bezweifelt hat. Aber andere Klagen und Anklagen müssen doch wohl ernster genommen werden. Ich selbst denke meiner heimischen Graudenzer Schule mit ungetrübter Dankbarkeit und Freude. Meine Lehrer sollen keine Meister der Pädagogik gewesen sein: aber sie waren Gelehrte, die an den Wert dessen glaubten, was sie lehrten und arbeiteten, und es war vielleicht ein Segen, daß keine pädagogische Technik erkältend zwischen sie und uns trat. Gewiß, ich habe manche Nachtstunde an römischen Gesetzen gelernt: nun, diese Anspannung, in der die Seele erstarkte, ist auch meinem Körper nur gut bekommen; — und wenn wir belohnt wurden, so geschahs, indem man mit uns ein bischen Aristophanes und Plautus las. Die Lehrpläne waren damals wohl lockerer: ich wundre mich nachträglich selbst, wozu wir Zeit hatten. Freiheit und Freudigkeit hat uns wahrlich nicht gefehlt, und wir kamen obendrein früher auf die Universität als es jetzt der Fall zu sein pflegt, wo der alte fröhliche Wechsel zwischen halbjährigem, jährigem und anderthalbjährigem Klassenaufenthalt abgeschafft ist, der für den Lehrer sehr unbequem, für den Schüler eine große Wohltat war. Englisch parlieren hab ich bis heute nicht gelernt; aber mit dem englischen Shakespeare bin ich schon als Primaner ganz gut Freund

gewesen. Und daß ich kein junger Hellene oder Römer geworden bin, das sehen Sie ja daraus, daß ich mich dem Studium der deutschen Vergangenheit geweiht habe. Ich empfinde ganz wie Riehl, dessen 'Gymnasium zu Weilburg' mir immer eine Herzstärkung ist: damals war es noch ein Vergnügen Gymnasiast zu sein, aber freilich, damals war das Gymnasium noch keine 'Frage'. Und „wir begeisterten uns für unser Vaterland, indem wir uns für Griechenland begeisterten". Das war die rechte Wirkung. Es hat für unsre Nation und für ihr einzelnes Glied nie eine bessere Schule der Selbsterkenntnis und des fruchtbaren Selbstbewußtseins gegeben als den Humanismus. Für uns Deutsche besteht kein Gegensatz zwischen humanistischer und nationaler Bildung: im Gegenteil. —

Den Griechen sind wir, sind alle Kulturvölker, ewig Schuldner. Immer gewaltiger und wunderbarer baut sich das Bild ihrer schöpferischen Kraft vor uns auf: ihre ungeheure Leistung auf allen geistigen Gebieten ist die unentbehrliche, dauernde Grundlage für alle geistige Kultur. Vernünftelnde Toren mögen sich einbilden, jenes ererbte Gut entbehren zu können, mögen es vielleicht gar als Hemmung empfinden. Der geschmacklose parodische Roman, in dem einst der Aufklärer Christian Thomasius den Aristoteles dem Gelächter preisgab, hat dem großen Lehrer des Mittelalters nichts geschadet, könnte höchstens seinem Verfasser schaden, falls den noch jemand läse; und wenn neuerdings ein Mann, den ich sonst ernsthafter zu nehmen gewohnt bin, in andrer Tonart einen gleichgerichteten Versuch gemacht hat, natürlich unter dem Beifall der Presse, so wird die bleibende Wirkung

die gleiche sein. Die Griechen hüten die Pforte zum Verständnis der Gegenwart. Und der Weg, den sie weisen, wie er der leichteste, der geradeste ist, er ist zugleich der stillste. Er erspart der Jugend das Gezänk des Alltags, hält ihr Haß und Unstäte der Gegenwartskämpfe fern, läßt sie frei und rein, in einem heitern Tempel, in den der Lärm der Gasse nicht dringt, doch reif werden, das Leben zu begreifen. Es ist nicht die Schuld von Hellas, wenn in seinem Studium die Sinne, der Körper nicht zu ihrem Rechte kommen: das Auge sollte der Lehrling der Griechen wahrlich anwenden lernen, und was 'Gymnasium' eigentlich heißt, brauchen wir nicht aus England zu erfahren. Wo es zu rechter Wirkung kommt, da macht Hellas frei: es erlöst aus der Enge des Augenblicks, gewährt die stille Stätte zur Zuflucht nach innen, zeigt die Dinge in der idealen Ferne, die keine jähe Leidenschaft und Einseitigkeit herausfordert, und doch mit voller Deutlichkeit in einer menschlichen Nähe, die Herz und Phantasie zur Teilnahme zwingt. Noch heute „haben die homerischen Gesänge die Kraft, von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat". Und es gehört zu den hohen Vorzügen dieser Erzieher des Menschengeschlechts, daß die schlimme Frage „wozu nützt mir das?" vor ihnen keinen Platz findet. Sie 'nützen' wirklich nichts: ihr Geist ist unvergänglich, weil er der Stunde nicht dient. Eine gute Botschaft aus dem Lande der Sonne, aus den Tagen, da Wahrheit und Schönheit, Natur und Kunst noch zusammenklangen: eine Botschaft, wie die Jugend sie versteht und wie sie die Jugend jung er-

halten soll durch das Leben. Und doch zugleich eine Botschaft voll tiefen Ernstes: Schönheit und Wahrheit erkämpft in strenger Arbeit. Ewige Typen menschlichen Strebens, menschlicher Größe, menschlicher Vergänglichkeit und Dauer. Den bleibenden Gewinn aber erntet nur, wem diese Zeit in eigner Sprache redet: der bequeme und darum wertlose Erwerb aus Übersetzungen scheint mir in höherer Bildung fast unmoralisch, jedesfalls unfruchtbar. Eine gute Übersetzung soll Sehnsucht nach dem Original erwecken; als leidlichen Ersatz darf die Schule niemals sie gelten lassen; der Schüler soll aus der Quelle trinken.

Wenn aber éin Volk, so haben wir Deutsche diesen Erziehern zu danken: wer unsers Volkes innerste Geschichte kennen lernen will und das klassische Altertum ist ihm verschlossen, der muß auf der Schwelle Halt machen.

Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß jüngst in Weimar ein Tag für deutsche Erziehung getagt habe, der dem humanistischen Gymnasium den Kampf bis aufs Messer im Namen des Deutschtums erklärt hat, natürlich wiederum unter dem Beifall von Presse und öffentlicher Meinung. Ich habe die Verhandlungen gelesen, und wenigstens die des ersten Tages, der die allgemeinen Gesichtspunkte brachte, haben mich geradezu bedrückt in ihrer Inferiorität. Kraftworte, nicht Kraftgedanken; Schlehentrank mit Galle gewürzt, nicht voller starker Wein. Schreiende demagogische Accente und daneben ein häßliches Hinüberschielen zu dem Kaiser, den man um seine Schulreform betrogen habe. Nivellierende Ten-

denzen spielen herein: von einer gleichartigen Bildung für die ganze Nation, begründet auf Deutschtum und Psychologie, wird geträumt, und auch der Volksschullehrer soll mit Universitätsbildung versehen werden. Daß die griechisch-römischen Göttinnen, die Musen und Grazien, nicht geladen waren, ist begreiflich. Aber auch von Goethe und Schiller hätte man, wenn man ehrlich sein wollte, sich lossagen müssen. Da hilft nichts, auch zu ihnen führt der Weg über Hellas und Rom. Es gehörte Mut dazu, eine Versammlung dieser Art an unsre heiligste Kulturstätte zu verlegen. Fürchtete man des Olympiers sonnenhaftes Auge so wenig? Aber freilich: auch die fruchtbringende Gesellschaft, die so gar keine Früchte trug, hat ihrer Zeit in Weimar begonnen.

Ich habe keinen Anlaß gefunden, mich mit diesen Elementen auseinander zu setzen, und ich hätte ihnen kaum etwas zu sagen. Die Geschichte spricht nicht zu ihnen, sie lehnen ihre Lehren wohl auch mit Bewußtsein ab. Ich aber weiß keinen andern Weg, für die Zukunft zu lernen und zu arbeiten, als indem ich die Geschichte, d. h. die Erfahrung des Volkes, befrage. Sie versagt die Antwort nicht, und sie spricht eine deutliche Sprache.

Wir Germanen sind unter den indogermanischen Völkern das bodenständigste und, vielleicht darum, fast das schwerst bewegliche gewesen; nur die Slaven scheinen noch langsamer: es gab eine Zeit, wo die Kelten uns sehr weit voraus waren. Die unbequeme Wahrheit, daß uns die natürliche Anlage zur Form fehlt, ist beinahe zur Trivialität geworden. Man sollte sich nur ernsthaft klar machen und klar halten, was dieser Mangel bedeutet.

Leidenschaftliche Energie stürzt auf ein Ziel los und sieht nicht rechts noch links: éine Silbe des Wortes bekommt alle Wucht und allen Klang der Stimme, die andern mögen verkümmern; éine Wortgattung beherrscht den Satz, wenige Begriffe die Kunst unsrer Ahnen; éin Held sammelt die Taten aller: Superlative mehr als Typen oder gar Individuen. Gewaltige Kraft, die doch verbraust, weil sie sich nicht zu formen weiß: ein mächtiges Volk, das sich selbst so gar nicht kennt. Germanen haben die Fremden uns genannt; den Deutschen gabs nur Burgunder und Langobarden und Cherusker.

Nicht die Erziehung zur Schönheit, zur Kunst steht uns in diesem Zusammenhange voran. Es bedurfte 'formaler Bildung', damit die Germanenvölker sich als eine Nation erkannten, formaler Bildung, damit sie das Individuum duldeten, ja ehrten, das sich losriß von Sippe und Tradition, und wiederum damit dies Individuum sich hingeben lernte an das Ganze. Jede Bildung, jede Schöpfung ist Form. Und nun vollzieht sich das große historische Phänomen: dieser formspröde Stamm entwickelt in der Schule der Antike eine Fähigkeit des Lernens und Werdens, in der er schließlich allen Genossen der großen Schule, ja dem Meister selbst über den Kopf zu wachsen scheint. Aber er braucht immer wieder die Fühlung mit diesem ihm wahrhaft mütterlichen Boden, und wo er sie verliert, da tauchen die natürlichen Triebe zur Verwilderung immer wieder auf. Herr Harnack hat schon angedeutet, was ich hier näher berühren will: bei allem Großen, was wir vollbracht, wo immer wir uns zur Leistung sammelten, sind die Alten dabei gewesen, und man begreift den

guten Glauben, den ein braver Aristophanesübersetzer des 16. Jahrhunderts hegte, daß Gott seine lieben Deutschen besonders im Auge gehabt habe, als er die alten Griechen zu neuem Leben erweckte.

Bei allem Großen, und bei wieviel Kleinem! Der Prozeß nationaler Selbstbesinnung beginnt mit der Völkerwanderung. Wie die Sieger von den Besiegten in gierigem Durste zu lernen wußten, haben die Goten erwiesen: auch die Schwäche deutscher Art, die leidenschaftliche auflösende Hingabe an die fremde Kultur, hat sich tragisch an ihnen bewährt: wir stoßen wohl auf einen Fürsten, der über dem Plato Schaden an seinem deutschen Mannesmut gelitten hat. Opfer heischt jeder bedeutende Fortschritt. Die künstlerische Frucht dieser großen Zeit, den Heldensang, kennen wir leider wenig: das aber sehen wir, daß er wenigstens Anläufe nahm, sich über die Enge der Stammespoesie zu erheben zu den Anfängen nationaler Dichtung: der Gote und der Burgunder, der Franke und der Thüringer finden in ihr neben einander Platz. Und der große Volkskönig, der im Begriffe stand, ein Reich gotisch-römischer Kultur zu schaffen, der ein Erzieher seines Volkes war zur civilitas custodita, Dietrich von Bern rückt auf den Ehrensitz der Sage, obgleich sein Volk längst verschwunden war.

Was jene Jahrhunderte, was die Tage der Karolinger, der Ottonen an antiken Einflüssen über uns Deutsche ausgegossen haben, das ist gar nicht zu erschöpfen. Heidentum und Christentum. Im Gefolge des neuen Glaubens strömen die ungeheuren Massen des antiken Aberglaubens mit herein. Der Fortschritt auf den Pfaden zumal der

niederen Mythologie deutet wieder und wieder auf antikes Gut: selbst unser Weihnachts- und Julfest hat das eigentlich Germanische vor der historischen Forschung fast hoffnungslos eingebüßt; und auch was unsre fleißige Volkskunde heute ausgräbt, wird sich wahrscheinlich noch in ganz anderem Maße als bisher auf römisch-griechische Grundlagen zurückführen. Der Priester, der Mime, der Kaufmann haben eingeschleppt, und die wandernden Völker selbst haben sich auf dem Boden des römischen Reichs und seiner Provinzen mit römischer Kultur vollgesogen. Man redet so viel von deutscher Art. Gut! Nur soll man nicht vergessen: von einer reinen deutschen Art vor antiken Einflüssen wissen wir auf dem Kontinent so gut wie gar nichts. Der vergleichenden Forschung schälen sich ja gewisse sittliche und rechtliche Gedanken und Empfindungen als urgermanisch heraus; aber der Weg der Vergleichung führt seinem Wesen nach nur zu verschwimmenden Bildern. Auch unsre schönen und reichen Personennamen geben doch nur vage Umrisse der nationalen Physiognomie. Im übrigen muß die Sprache schon darum mit Vorsicht befragt werden, weil sie durchtränkt ist mit greifbaren und ungreifbaren lateinischen Elementen. Von den harmlosen durchsichtigen Lehn- und Fremdworten will ich gar nicht reden: viel bedeutender und schlimmer sind die Nachbildungen, von denen unsre Sprache wimmelt, die fremde Begriffe mechanisch übersetzen, ohne sie ganz zu verdauen: wie wir etwa expressio in 'Ausdruck', providentia in 'Vorsehung', conscientia in 'Gewissen', mortales in 'die Sterblichen' umdeutschen. Wir haben einst sogar lateinische Suffixe entlehnt, wie das -er von Jäger,

Müller (molinarius), und der Berliner 'Kellneer' hat nicht nur die vokalische Länge, sondern vielleicht sogar die Betonung des cellerarius bewahrt. Und wenn wir Norddeutschen die Frau Müller behaglich nachlässig zur 'Müllerschen' machen, so greifen wir wieder zu einem lateinischen Suffix. Unser trauliches Diminutivum, der älteren Sprache wenig geläufig, steht unter dem selbst mißverstandenen Einfluß lateinischer und romanischer Vorbilder: daß wir eine Sache am Schnürchen kennen und nicht an der Schnur, beruht auf der Wortform des lateinischen perpendiculum, und wenn wir im Kämmerlein unser letztes Stündlein abwarten, so spielen uns cubiculum und articulus mortis unbewußt mit herein. Und nun gar die Syntax. Kein Teil unserer Sprache hat eine so strenge lateinisch-griechische Zucht erfahren: durch Jahrhunderte ist alle unsre Prosa unfreiste Übersetzungsliteratur gewesen; ja man kann getrost behaupten: die innerliche Befreiung unserer Prosa von fremdartigen lateinischen und romanischen Eindringlingen und Einwirkungen datiert erst von unsern Klassikern, datiert von den Tagen, da Griechenland sichtbar für alle Welt mildernd neben Roms herbe Strenge trat. Sollen wir wirklich beklagen, daß wir gelernt haben, Sätze in Perioden zu binden, über- und unterzuordnen, daß wir Participial- und Infinitivkonstruktionen anzuwenden wissen, daß wir dem Präteritum das Perfect und Plusquamperfect, dem Präsens das Futurum angliedern konnten? Wir haben eine echter germanische Prosa gehabt, drüben in Island — freilich auch vor der germanischen Urechtheit dieser entlegenen nordischen Kulturen haben sich neuerdings beständig wachsende

Zweifel geregt —, und ich fühle tief die eindrucksvolle anschauliche Wucht ihrer kurzen sparsamen Sätze. Aber die Fähigkeit, Stimmung zu geben, Zusammenhänge fest und lose zu knüpfen, die feineren Seelenschwingungen anzudeuten, das alles besitzt sie nicht, und sie strebt gar nicht danach, so lange sie sich treu bleibt: nur große und feste Züge, kein Haarstrich, kein Schatten. Wer heute seine Muttersprache liebt, wird die lateinische Zucht, die ihr beschieden war, still und laut preisen, nur vielleicht bedauern, daß die süße Rede von Hellas nicht früher ihre befreiende Wirkung geübt hat. Die wissenschaftliche Arbeit zeigt, wo sie hinleuchtet, mehr und mehr, was uns Deutschen bis in die tiefsten Winkel unsers Lebens hinein der Einfluß der Antike gewesen ist. Man mag das beklagen, aber man darf es nicht leugnen. Wer deutsche Art und Eigenart verstehen will, er muß selbst durch die lateinische Schule, die die Nation in langen Jahrhunderten durchgemacht hat.

Aber mein Weg hat mich zu weit geführt. Ich kehre zurück in die Anfänge unsers nationalen Lebens. Die Nation wird geboren in den Tagen des großen Karl, des Kaisers, der stolz den Bauernnamen mit der Krone vermählt. Damals endlich war der Kampf um das Imperium Romanum ausgespielt: an die deutsche Nation war es übergegangen. In dieser großen Vorstellung wurzelt nicht nur das verführerische Trugbild der Weltmonarchie, ihr entwächst zugleich der nationale Einheitsgedanke, der dauert, so lange jene antike Vorstellung ihre erziehende Kraft behält. Und jetzt erst tritt das Wort 'deutsch', zunächst für die Sprache, später für das Volk her-

vor. Aber schon damals ist es von symbolischer Bedeutung, daß der große Kaiser, der alles Deutsche einigt, sei es auch mit Blut und Eisen, der freudig und bewußt sich zu dem Berner Dietrich als seinem Vorbilde bekennt, der für eine deutsche Grammatik und für eine Sammlung deutscher Heldenlieder sorgt, daß dieser deutsche Fürst daneben seinen feinsten Ruhm darin sucht, von Alkuin zu lernen, dem Träger lateinischer Gelehrsamkeit: in Italien läßt er authentischen Handschriften nachspüren; gleich seinem edlen Gesinnungsgenossen, dem Sachsen Älfred, liebt er die erlesene Geselligkeit seiner gelehrten Akademie, in der er, der königliche Sänger David, neben den Freunden Horaz und Homer sich hingibt an den Reiz humanistischer Bildung, deren erziehende Kraft sein weitblickendes Auge wohl erkannte.

Vier Jahrhunderte später! Dem letzten größten Hohenstaufenkaiser erblüht aus arabischer Kultur eine Ahnung hellenischen Geistes: Friedrich II. hat das Seinige getan, um Aristoteles seine Herrschaft über das ausgehende Mittelalter zu schaffen. Damals zuerst besitzt Deutschland eine bedeutende Literatur in deutscher Sprache. Sie ist zeitweilig romanisch bis zur Beschämung: Frankreich hat uns oft gelähmt, wo uns Hellas und selbst Rom befreiten. Für Sie alle heben sich drei Namen heraus: Nibelungen, Walther, Wolfram; und unsre teutonischen Freunde glauben wohl gar, durch diese deutschen Dichter die Alten ersetzen zu können. Ich fürchte, sie wissen nicht ganz was sie wollen.

Gewaltig steht vor uns das Bild der furchtbaren Frau, die um des Gatten willen ihr Geschlecht

hinmordet, des finstern Helden, den, wie einen, jene deutsche pervicacia leitet, ipsi fidem vocant. Ein germanisches Epos! im Grunde das einzige: denn der Beowulf stellt nach Inhalt, Kunst und Stimmung viel angelsächsische Sonderentwickelung dar, und die nordische Heldendichtung ist über den Liederzyklus nicht hinausgekommen. Ein germanisches Epos! Gewiß — bei all seinen argen künstlerischen Schwächen, die Lachmanns Feingefühl wie eine Unmöglichkeit empfand, und die dem Schulgebrauch der mittelhochdeutschen Dichtung enge Schranken setzen, doch ein Epos großen Stils. Es ist sehr ungleich geraten: zuerst eine bunte Mischung von Gold und Spreu, dann lange öde Strecken; erst tief in seiner zweiten Hälfte ein einheitlicher, mächtig anwachsender Aufbau. Aber gerade in dieser zweiten Hälfte begegnet uns eine warnende Gestalt. Wie kommt der Bischof Pilgrim von Passau, ein Kirchenfürst des späten 10. Jahrhunderts, in dieses Lied? In demselben Jahrhundert, in dem der junge Mönch Eckehart auf Vergils Spuren, halb Poet halb Scholar, seinen Waltharius zu Stande brachte, dies kostbare herzerfrischende Gedicht lateinischer Form und doch deutschen Gehalts, nur wenige Dezennien später, hat ein Conradus — kaum dürfen wir zweifeln — den Untergang der Helden germanischer Vergangenheit, die germanische Heroendämmerung, zum Gegenstand eines lateinischen Epos gemacht. Eine unverdächtige Tradition hat uns die wichtige Kunde erhalten, die man lange bezweifelt hat und auf deren Wahrheit doch schon innere Gründe hinleiten konnten. Wenn es sich fände, jenes poema heroicum! Das große

Lied von der Nibelungen Not, dieser Höhepunkt mittelalterlicher deutscher Kunst, ist, fürchte ich, zuerst in lateinischen Versen erklungen, wahrscheinlich auch in der Sprache Vergils. Der Schüler Homers hat noch uns Deutschen den Schritt vom Heldenliede zum nationalen Epos erleichtert.

Und Wolfram, und Walther? Was hat sie frei gemacht von dem romanischen Zwang? Die Antwort ist nicht einfach und glatt zu geben: wir haben nur undeutliche Spuren. Die deutsche Geistesgeschichte hat seltsam gespielt: dasselbe Eisenach, das Luther die Bibel in humanistischer Gewissenhaftigkeit aus dem besten Text übertragen, das Goethe im Thüringer Walde dichten und leben sah, dasselbe Eisenach hat jene beiden größten Gestalten der mittelhochdeutschen Dichtung zusammengeführt. „Tiutsche man sint wol gezogen, rehte als engel sint diu wîp getân.“ Walthers Sang war wohl herausgefordert durch den übermütigen Peire Vidal, der das gleiche überschwängliche Lob nur der Provence einräumt und in beschränktem Hochmut die deutschen Männer wüst und tölpisch schilt. Aber in Wien hätte der junge Walther den Mut zu diesem stolzen nationalen Lied schwerlich gefunden. Der Süden beugt sich lange der fremden hövescheit, der Norden steht ihr von vorn herein freier gegenüber. Wir übersehen nicht, was entscheidend war. Das aber sehen wir, daß grade in Thüringen und Hessen und sonst in Mitteldeutschland von Veldeke an antike Stoffe en vogue sind und zugleich ein fröhliches nationales Empfinden gedieh, das der romanischen Liebestrauer nur bescheidenen Raum läßt. Von ‘deutschen’ Frauen sprach

beiläufig schon Heinrich von Morungen, der leidenschaftliche Poet, dem man hat nachweisen können, daß ihm Ovid nicht fremd war, Ovid, den sein Landsmann, der Halberstädter Albrecht, übersetzte. Mit keckem nationalem Selbstgefühl hebt der hessische Dichter des 'Grafen Rudolf' den deutschen Kaiser hoch über alle Könige. Sollte der nationale Sinn, der uns Walther teuer macht, der ihn zum Vorkämpfer des hohenstaufischen Kaisertums prägt, nicht auch aus dem humanistischen Geist mitteldeutscher Bildung stammen, die wir freilich nur unsicher aus ihren Früchten und Symptomen kennen?

Und da tritt Wolfram ergänzend dazu. Ein wundervolles Rätsel, dessen volle Lösung, wenn sie je gelingt, vielleicht ein wichtiges Kapitel nationaler Bildung erschließen wird. Wahrscheinlich kennen wir die französische Quelle seines „Parzival". Aber sie bedeutet nichts: ihr fehlt nahezu alles, was uns dies Epos wert macht. Und Wolframs eigene sonderbare Gelehrsamkeit, die Gelehrsamkeit des Illiteraten, die ist curios lateinisch: allerlei Solinus oder Plinius; im Hintergrunde jedenfalls ein beratender Freund, der mit dem Altertum wohl vertraut war: Virgilius, Lygdamus, Antigone heißen Figuren des Parzival. Es ist nicht der nationale Sinn, der für Wolfram aus dieser Berührung keimt: hier erwächst der einfache reine Mensch, der auch im Heiden den Menschen liebt, der zwar die sittlichen Momente höfischer Zucht verehrt, der aber vor allem sein eignes Leben lebt, mit seinem Gott in sich fertig werden muß. Durch alles Bizarre und Seltsame hindurch doch die Geschichte des Menschen, der immer strebend sich bemüht. Die mittelhochdeutsche

Poesie zeigt sonst nirgend seinesgleichen: das höfische Ideal will Vollkommenheiten für die Gesellschaft, das christliche Entsagung und Weltflucht. Man hat Faust und Parzival gelegentlich in einem Atem genannt. Im Grunde widerstrebt mir der Vergleich. Aber ein leiser Hauch von der Freiheit humanen humanistischen Geistes weht wirklich durch Wolframs Reime.

Und nun schreiten wir fort zu der schönen Zeit, da der Geist neugeboren ward! Seit dem Sturz der Hohenstaufen sinken bei uns Kunst und Wissenschaft. Die großen ideellen Kämpfe zwischen Papst und Kaiser sind vergessen oder fratzenhaft verzerrt: die Interessenpolitik des Territoriums oder des Standes atomisiert die Nation. Nichts schmerzlicher, peinlicher als diese so reichen und doch so armen, des Zentrums entbehrenden letzten Jahrhunderte des Mittelalters. Nie vermißt man herber die bildende Macht der Form. Und siehe, da zieht er über die Alpen, der neue Geist! Ein leises Säuseln kündigt ihn an schon in den Tagen des vierten Karl; seit den Konzilien schwillt er zum Sturmwind. Italiener zuerst suchen in der Barbarei nach Handschriften, bald folgen ihren Spuren die Deutschen, die in Italien gelernt haben. Der geistige und — das sage ich getrost — auch der sittliche Reichtum des Humanismus ist erstaunlich. Allerdings treten vielfach formale Leistungen und Bestrebungen beherrschend in den Vordergrund. Aber was war diesem Deutschland nötiger als Form in dem hohen und weiten Sinne der Renaissance? Wie ungerecht pflegt man den Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts anzuklagen! Die Luther und Bismarck erschafft keine Bildung: erzieht

sie die Reuchlin und Erasmus, die Humboldt und Moltke, wir wollen zufrieden sein. Mir wächst mit jedem Tage der Erkenntnis die Bewunderung für jene Epoche, da die Sonne Homers langsam über den Horizont aufstieg. Wie alle Wissenschaften, nicht nur Erasmus sondern auch Kopernikus, in dieser Sonne gediehen, muß ich es sagen? Aber es gedieh noch mehr. Das Individuum bekennt sich in freudiger Lebenslust zu sich selbst; und der nationale Staat dankt seine innere Begründung nicht zum wenigsten den Philologen der Renaissance.

Es war ein Glück, aber kein Zufall, daß eben damals die Germania des Tacitus gefunden wurde, dazu die Bücher der Annalen, die von Arminius erzählten. Erst dieser Spiegel hat in den Germanen die stolze Lust erweckt, sich in ganzer Figur selbst zu betrachten. Wenn heute der echte Teutsche seine nationalen Ideale entwickelt, er ahnt selten, was alles er dem Tacitus verdankt. Das Mittelalter kennt wohl, bewundernd und tadelnd, den 'furor teutonicus', der ihm aus dem Lucanus geläufig war; aber den Deutschen, groß und blond, mit blauen Augen, gastlich und keusch, tapfer und redlich, den Verehrer der Frau, in der er etwas Heiliges sieht, die ihm in der Ehe die geliebte Genossin von Leid und Lust wird, den Deutschen, der seinem Gott in der Stille des Waldes dient, der freudig stirbt für König und Vaterland, der das schnöde Gold verschmäht und der seinem Worte die Treue hält und risse sie ihn in Sklaverei und Tod, diesen idealen Deutschen, der schwerlich ganz so nach der Natur gezeichnet war, hat uns des Tacitus sentimentale Rhetorik

geschenkt. Wahrlich ein kostbares Geschenk, dessen stählende Wirkung wir durch die Jahrhunderte verfolgen können! Und fast in demselben Augenblick der erste nationale Held, der Befreier Deutschlands von römischer Knechtschaft, auch er in höchst wirksamer Stilisierung dargeboten, — die Macht dieser Eindrücke war ungeheuer. Wer in den Humanisten ein wenig belesen ist, weiß davon zu sagen. Ja, von Italien hatte man gerne gelernt, aber die Söhne wollen der Ahnen würdig sein; auch mit des Geistes Schwert galt es über die Wälschen zu siegen. Wer sich dieses kampffrohe Geschlecht ansieht, der lacht der Furcht, humanistischer Geist lähme zur Tat. Es ist unglaublich, wie sich die nationalen Interessen steigern. Der ängstliche und kränkliche Wimpfeling verficht mit Feuereifer, daß Elsaß deutsch, der Rhein nicht Deutschlands Grenze sei; Hutten wird nicht müde, durch flammende und treffende Verse dem unsicheren, erschlaffenden Maximilian die Pflicht des deutschen Kaisers, den großen Gedanken der Einheit und Weltherrschaft wieder und wieder ins Herz zu senken; das Bild der Germania antiqua ist nicht nur ein Traum der Sehnsucht, sondern in ernster Arbeit, durch Monumenten- und Sprachforschung wird ihm zugestrebt; ein schöner großer Zug nationalen Ehrgefühls loht verheißungsvoll auf, und deutsche Art sucht der Gelehrte bis hinunter in Volkslied und Sprichwort.

Die Reformation war dieser Entwickelung auf den geistigen Höhen nicht günstig. Luther war ein Mann des Volkes, aber ‘volkstümlich’ ist nicht ‘national’, und der nationale Drang hat in dem Theologen, der aus

der Mönchsklause hervorgegangen war, nie dominiert. Die Kirche war ihrem Wesen nach international: wo bei Luther der neue nationale Gedanke kräftig hervorbricht, wo er die deutsche Gesinnung gegen die Wälschen draußen in Rom aufbietet, da sind das Anleihen bei dem Humanismus, dem gerecht zu werden der große Mann schon darum schwer über sich gewann, da er sein latentes Heidentum, den sieghaften Stolz der Frau Klügel peinlich empfand. Es war eine Folge der Reformation, daß der Deutsche hinter dem Christenmenschen wieder zurücktrat. Aber der Humanismus war keineswegs tot im 16. Jahrhundert, wie sich noch immer viele einbilden, die verlernt haben, lateinische Verse mit Genuß zu lesen; denn das muß man freilich verstehen, wenn man über die deutsche Literatur vor dem 18. Jahrhundert mitreden will. Es ist noch heut ein Vergnügen, Frischlins 'Julius redivivus' zur Hand zu nehmen, in dem der ganze jubelnde Stolz der großen deutschen Nation gegenüber dem unterliegenden Rom herausbricht. Bekanntlich hat noch der junge Bismarck an dieser geistreichen Erfindung sein nationales Fühlen gestärkt. Die besten Zeugen, Cäsar und Cicero, müssen dem tapferen klugen Deutschen, der durch Poesie und Wissenschaft, durch Buchdruck und Schießpulver die Alten weit überflügelt hat, ihre Bewunderung zollen, während die entarteten Nachkommen Roms, der bettelnde Savoyardenjunge und der Schornsteinfeger, sie episodisch beschämen. Und es ist sehr charakteristisch, daß Johann Fischart, gerade als er sein Lob des Vaterlandes anstimmt:

„Dapfere meine Teutschen, adelich von gemůt und geplůte“

dafür den humanistischen Hexameter, die „sechshupfige Silbenstelzung“ wählt, um in ihr zu beweisen:

„Dás auch die Téutsche Spräch süsiglich wie Griechische springe“.

Das 17. Jahrhundert steht in üblem Ruf. Aber gerade in diesen schweren Zeitläuften hat sich bewährt, welch kostbaren Schatz der Humanismus der Nation mitgegeben hatte. Die vielgeschmähte Zeit ist von einer nationalen Gesinnung, die wir nicht mißachten wollen, weil sie auch lächerliche Züge bietet. Und diese Gesinnung ist ganz und gar humanistischer Herkunft, nur daß die neuen Humanisten, Opitz voran, von den holländischen Kollegen gelernt haben, auch in der Frau-Muttersprache zu dichten. Es kommen die Tage des Purismus und des begeisterten Studiums der alten teutschen Haupt- und Heldensprache: die Sprachgesellschaften kopieren humanistische Akademien Italiens und Deutschlands, verwirklichen was Celtes einst unermüdlich angestrebt. Es erwächst eine ganze Arminiusliteratur, von der Rede bis zum Kolossalroman; und die biederen alten Teutschen, König Ehrenfest und wie sie heißen, müssen auf einsamen Ruinen ihren entarteten Nachfahren von der Größe und Kraft teutscher Art predigen: nun, schon Hutten hatte Arminius in einem Totengespräch vorbildliche Ehren erweisen lassen. Und in dem allegorischen Stil humanistischer Elogia und Threni wird die allerschönste Jungfrau Germania besungen, in ihrer Herrlichkeit und in ihrem Elend. Die große Vergangenheit als frohe Verheißung großer Zukunft hat den Mut gestählt, um die fürchterlichen Jahre zu ertragen, da die

Horden fremder Heeresscharen alles zu zerstören drohten. Und dieser starke humanistische Impuls überdauert die national indifferente Periode der Aufklärung: noch Klopstock und Wieland haben Armin Huldigungen dargebracht, die die Abstammung aus dem 17. Jahrhundert nicht ganz verleugnen. Aber den Geist einer neuen Zeit atmet es schon, als der letzte große Humanist unseres Volkes, er gepanzert vom Wirbel bis zur Zehe mit blitzenden humanistischen Waffen, als Gotth. Ephr. Lessing uns jenes nationale Lustspiel schenkt, dessen jugendliche Lebenskraft, dessen herzstärkende Vaterlandsliebe uns hier in Berlin noch jüngst mit fast überraschender Frische bewegt hat.

Lessing öffnet die Pforte der neuen Zeit. Was dem deutschen Volke nun beschert wird, wir lieben es alle als unsern teuersten Besitz. Das alte Rom tritt zurück, die Griechen ziehen ein in das Herz unsers Geisteslebens, und mit ihnen eine Fülle, ein Reichtum, eine Schönheit geistigen Schaffens, daß noch wir Rückschauenden wie vor einem Wunder stehn. Der Bücherstaub, der dem älteren Humanismus nicht ganz erspart geblieben war, kann an den Hellenen nicht haften, und Italien, das die neue Generation mit eigenen Augen zu schauen sich gewöhnte, leiht ihnen den Glanz seiner Farben, seines glühenden Lebens. Winckelmann offenbart sich in griechischer Plastik die ewige Natur in ihrer wesenhaften Schönheit, und die Entwickelung hellenischer Kunst enthüllt ihm das Geheimnis geschichtlichen Werdens. Schiller gewinnt an der Hand der Hellenen das Evangelium seiner ästhetischen Erziehung; bei ihrem Anblick schwindet ihm der alte Widerspruch

von Natur und Kunst, von Wahrheit und Schönheit; sie sind die Helden seiner wundervollen kulturgeschichtlichen Lehrgedichte. Und in Goethe vollendet sich die Persönlichkeit, die noch in Lessing etwas von der herben römischen Härte und Eckigkeit der alten Humanisten getragen hatte, zu jener Höhe milder Weisheit, selbst sich zwingender Treue, zu jener wundervollen Totalität, die uns heute noch sein Andenken, seinen Besitz zur höchsten Wohltat unseres geistigen Daseins macht. Sie alle freilich sind Kosmopoliten, und sie geben wohl gar die Lehre:

„Zur Nation Euch zu bilden, das hofft Ihr Deutsche vergebens:
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!"

Aber auch die Nation ist dabei nicht schlecht gefahren. Der Übersetzer Homers hat uns hereingeführt in das Behagen und in die Not des norddeutschen Bauern; Iphigenia ist die echte Schwester Dorotheens; der Dichter, der die Götter Griechenlands pries, hat auch den Deutschen ihre Mission gekündet. Selbst ein Zarter, der, das Land der Griechen mit heißester Seele suchend, darüber die Heimat verlor wie Hölderlin, sah aus dem Nebel seiner Träume doch die hohe Aufgabe der Deutschen auftauchen, der Griechen ebenbürtige Nachfolger in der Führung der Menschheit zu werden. Noch die Romantik wurzelt mit ihren Anfängen in hellenischer Kultur. Als über Deutschland wieder eine Katastrophe hereinbricht, furchtbar wie einst der dreißigjährige Krieg, da braucht es kaum des stärkenden Rückblicks auf die große Ver-

gangenheit: die Nation in ihren Besten war sich des unverlierbaren Gehaltes bewußt, den sie errungen; sie fühlte, daß sie nicht untergehen konnte, weil sie der Menschheit notwendig war.

Etwa vor hundert Jahren, in jener Zeit der schweren Not, entstand das humanistische Gymnasium, der Zwillingsbruder der Berliner Universität. Wilhelm v. Humboldt, der sich vor jeder Staatserziehung scheute, da er für die Individualität fürchtete, wußte aus seinem Eigensten, daß die Schule der Griechen dem Gesunden nur Steigerung seines Ich, die beste Hilfe zur Vollendung der harmonischen Persönlichkeit sei. Und in dem peinlichsten Mangel des Staates mutet er ihm Ausgaben und Aufgaben zu, die heute vielen schädlicher Luxus scheine

Harmonischer Mensch, ästhetische Erziehung! Die Worte haben ihren reinen, vollen Klang für viele eingebüßt. Vage Vorstellungen von Genüßlingen schleichen sich ein. Als ob Friedrich Schillers Heldentum nicht vor solchem Irrtum schützen sollte! und die Harmonie des Menschentums, die Goethe errungen hat, ist das Ergebnis höchster Selbstbezwingung. Was erwartete Goethe für seine Nation wie für den Einzelnen von der Schule der Griechen? Er hat die Antwort vernehmlich gegeben. Von der zerstörenden Kraft formlosen Sehnens und Brausens weiß der erste Teil des Faust zu sagen: der Stürmer und Dränger jagt über Opfer vorwärts, er weiß nicht wohin. Da trifft ihn Helenas Blick ins Herz. Er rastet nicht, eh er sie errungen. Und nun? Auch das alte Faustspiel kannte die Teufelin Helena: sie treibt den fast geretteten Büßer dem Satan aufs Neue ins Netz.

Ganz anders Goethe. Den Faust, der Helena geliebt hat, ladet Mephisto zu lockendstem Genuß. Aber alsbald muß der Teufel erfahren, daß ihm dieser Faust verloren ist. „Man merkts,' du kommst von Heroinen". Der Mann, dem „sich tief im Sinn der Schönheit Quelle vollen Stroms ergossen", er weist den Locker verächtlich ab, verächtlich selbst den Genuß seiner selbst im Ruhm, den der alte Humanist so hoch geschätzt hatte. „Die Tat ist Alles". An Kraft hats dem Deutschen, Gott sei Dank, nie gefehlt: aber sie bedarf der Form, damit sie zur schöpferischen Tat werde. Und dazu kam uns Hellas.

Das große deutsche Jahrhundert, das hinter uns liegt, hat Goethe und Humboldt in jeder Hinsicht Recht gegeben. Wenn eine Schule an ihren Früchten erkannt werden soll, — auch der fanatischste Gegner des Gymnasiums hat kein andres Mittel, als das 'weil' in ein 'obgleich' zu verwandeln. Die Form und Idee, die durch die humanistische Bildung vertreten wird, die Freiheit des Geistes und das Vertrauen zum Geiste hat sich überall bewährt, — obgleich die Formel vom harmonischen Menschen längst nicht mehr genügt.

Aber ein Jahrhundert ist ein langes Leben, auch für eine Schule. Das Gymnasium darf es nicht übel nehmen, wenn man es immer dringlicher prüft, wie es mit seiner Kraft und Gesundheit stehe.

Deutsche sollt Ihr bilden, nicht junge Griechen und Römer! — Schön! Aber die Straße, die unsre Ahnen von jeher gewandert sind, die sie geführt hat zum Bewußtsein ihres Selbst, zur Höhe ihres Könnens: diese Straße führt nun einmal über Rom und Hellas. Und römische

Geisteszucht, hellenische Freiheit, sie sind uns eingedrungen bis ins innerste Herz, sie leben in jedem Atemzug unsers nationalen Denkens: sie haben uns zu dem gemacht, was wir sind. Alles Beste unsrer Erinnerungen, das geheime und das offene Leben unsrer Sprache: ohne Rom und Hellas müssen sie uns schwanken, wie wir sie ohne Rom und Hellas so nicht erworben hätten. Rom und Hellas bergen die Schlüssel zur nationalen Selbsterkenntnis. Ihr feiert Schiller als nationalen Dichter, und die Brücke wollt Ihr niederreißen, die zu ihm führt? Wir brauchen die dauernde Fühlung mit Hellas und Rom, wenn wir nicht ehrlos den höchsten, uns echtesten Besitz aufgeben sollen, den wir ererbt haben. England und selbst Frankreich schrumpfen zusammen, wo wir sie messen an dem was uns das Altertum gab. Aber nicht der Zaunkönig sind wir, den Adlers Flügel emportrugen. Alles, was wir uns aneigneten, haben wir zugleich gewandelt. Nicht Römer sind wir geworden: Rom hat uns in harter, aber unendlich segensreicher Schule zu Deutschen gebildet. Und Hellas zumal hat uns in wunderbarer Kongenialität gesteigert über uns selbst hinaus und doch auf unsrer Bahn.

Aber Hellas ist tot! Seine Tage sind vorüber. Es hat uns nichts Neues mehr zu bieten. — Offen gestanden, mir ist Hellas fast zu lebendig: dem Germanisten weckt es leisen und lauten Neid. Es war lebendig, manchmal chamäleonhaft schillernd, durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch. Das formenklare Sonnenland hat auch tolle, finstre Dämonen entsandt; die mystischen Orgien des Dionysos haben ihr geheimnisvolles Brausen ahnungsvoll von den Schlegels bis auf Nietzsche zu uns heraufschallen

lassen; als frech lachende Lebensbejaher haben kleine hellenische Geister dem Gott von Nazareth Schnippchen geschlagen; die Griechen haben auf dem weißen kalten Marmorglanz ihrer Plastik nicht bestanden, haben ihren ehrlichen Anteil an der Farbenfreude jüngerer Kunst; an unsrer Wissenschaft haben sie in allen ihren Phasen mitgearbeitet, und seit wir nur die Augen aufzumachen gelernt haben, sehen auch sie uns ganz anders an als einst. Und seit etwa zwei Jahrzehnten nun gar: da birst die Erde, und die Papyri quellen hervor, und der Orient redet vom hellenischen Geiste, und die Wanderungen griechischer Puppen und Spiele und Ornamente und Lettern und was weiß ich werden immer dichter: erweitert sich uns das Leben, sie haben nicht aufgehört Schritt zu halten. Fast könnte man sich fürchten vor dieser Überfülle hellenischen Lebens.

Aber auch vor sich selbst schützen sie uns. Denn wie es sich auch zu immer größerem Reichtum auswachse vor unsern staunenden Augen, dieses heiligste und unheiligste der Erdenvölker, sein Herz bleibt das alte, nur daß der veränderte Blutlauf ihm leise immer neue Säfte zuführt: Homer und Herodot, Aischylos und Aristophanes, Platon und Demosthenes; nicht mehr absolute Ideale, aber ewig wundervolle Vertreter bedingter Menschlichkeit, in ihrer Bedingtheit viel kostbarer und göttlicher, als da sie ein Naturphänomen schienen, vor dem das Urteil schwieg.

Ich bin außer Sorge: diese Hellenen, die uns so oft, mittelbar durch Rom, schöner unmittelbar durch sich selbst vorwärts gebracht haben, sie werden uns auch weiter führen. Und zumal vor der sozialistischen und materia-

listischen Barbarei, die uns heranschwillt und vor der uns alle Triumphe der Technik nicht retten werden — denn Technik und Barbarei schließen sich nicht aus —, vor diesen kulturfeindlichen Wettern sollen und werden uns die Hellenen immer wieder schützen, die Hellenen und hoffentlich auch das Gymnasium, nicht durch Unterricht in Religion und Patriotismus, sondern durch die heilige Kraft adliger Form.

Das Gymnasium. Und nun komme ich zu seiner Schuld, die ich mir schwer eingestanden habe, obgleich ich sie längst hätte wissen müssen: denn ich hatte das Glück, durch schöne Jahre mich Lagardes gütiger Teilnahme zu erfreuen. Das Gymnasium, das Wilhelm von Humboldt schuf, in fast religiöser Andacht vor der Antike, diente der Idee, der Zukunft, nicht dem Tage: es bildete wirklich. Die Bedürfnisse der Gegenwart haben und hätten Humboldt sehr wenig bekümmert. So aber ist es nicht geblieben: die staatlich anerkannte Schule hat jene 'Berechtigungen' bekommen, die zum unerträglichsten Widerspruch führten. Humboldt wollte Individuen bilden, nicht Einjährig-Freiwillige. Wie wäre es möglich, humanistische Bildung zu schaffen vor 50 oder 60 Jungen in der Klasse, die größtenteils die rohesten praktischen Bedürfnisse, nicht Neigung und Begabung, in diese Schule gezogen haben? Ich hoffe von ganzer Seele, daß die Dreiheit gleichgestellter Anstalten — gleichgestellt vom Standpunkt der staatlichen Berechtigungen aus — dem Gymnasium den Weg zu sich selbst zurückgibt. Rage du nombre ist auch im geistigen Kampfe nicht am Platz. Schickt die Burschen, denen Hellas und Rom nichts zu sagen hat,

ruhig auf die beiden Realschulen: aber die kleinere Schar führt auf die Höhen des Lebens in fröhlichem Schritt, unbeirrt durch das Stolpern der Schwachen, die sehen mögen, wo sie bleiben. Fühlt euch als éine Schule vornehmster Bildung! Füllt euch mit dem Stolze der Unnützlichkeit, der alle Zeit gehört, weil sie der Stunde wohl horcht, aber nicht gehorcht! Es soll wieder eine Auszeichnung werden, Gymnasialabiturient zu sein, und das wird es werden, wenn Lehrer und Schüler das stille Band des gemeinsamen Ideals verknüpft. Und der Lehrer, dem es beschieden ist, griechisch zu unterrichten, der mag getrost etwas von dem vielverschrienen Philologenhochmut besitzen, der doch im Grunde nichts ist als Gewißheit der hohen Sache, der er dient. Die verlachten Pedanten alter Tage, denen *εἰ* bei Herodot eine Lebensaufgabe war, haben von dieser Gewißheit etwas gehabt, was mir doch imponiert. Die Grundlage dieser Gewißheit kann heute nur die Wissenschaft sein: das Gymnasium kann keine Lehrer brauchen, die mit ihr die Fühlung verlieren, und diese Fühlung erhält sich nur in der, wenn auch bescheidensten, eignen Produktion. Und aus dieser zugleich ernsten und freudigen Schule laßt die Jungen früh heraus! Einst entließ das Gymnasium seine Schüler nicht selten mit 16 und 17 Jahren; das wäre auch heute möglich und würde der Universität nur gut tun. Und die Freudigkeit der Jugend setzt Freiheit des Lehrers voraus: ob ein Junge den ganzen Homer zu lesen hat oder nur zwei Drittel und dafür vielleicht etwas Hesiod, das sollte man nicht ein für alle Mal regeln, da sollte man dem Einzellehrer nicht zu wenig überlassen. Eins aber vor allem scheint

mir nötig: den Weg von Hellas und Rom nach Deutschland, den muß der Lehrer genau kennen und sicher führen. Er kann ihn nicht entbehren. Denn er braucht, auch als Lehrender, die Heimat, die Gegenwart, um der fernen Vergangenheit ihr volles Leben wiederzugeben.

Der Naturforscher, zumal aber der Techniker, der Praktiker jeder Art hat es leicht, Interesse zu erwecken. Das Leben hilft ihm auf Schritt und Tritt. Es ist weit schwerere Arbeit, die des klassischen Philologen harrt. Er wird sie sich zugleich erleichtern und recht eigentlich fruchtbar machen, wenn er die Fühlung mit deutscher Volksart und Volksgeschichte zu finden weiß, aus der sich auch ihm die gesunde Berührung mit der umgebenden Gegenwart überall ergibt. In der innigen Durchdringung des deutschen und des klassischen Unterrichts seh ich das Heil für beide. Müßte ich wählen — was ich nicht wünsche —, so würd ich es immer noch für ersprießlicher halten, daß der Gymnasiast im Homer lebe als in dem Nibelungenlied. Aber sein Lehrer, der muß mit beiden gleich vertraut sein. Grade in dieser Hinsicht ist schwer gesündigt worden: wer vom deutschen Volksepos nichts weiß, dem sollte auch die Ehre nicht zuteil werden deutschen Knaben und Jünglingen den Homer zu erklären. Diese Mahnung sollte überflüssig sein, seit Karl Lachmann gelehrt hat, deutsche und klassische Philologie zu vereinen.

Wenn ich heute zu Ihnen sprach, wollte ich einer Sache dienen, die mir heilig ist. Wissenschaft und Leben haben mich das Gleiche gelehrt: vielleicht hat der Deutsche sein Gymnasium nie nötiger gehabt als in diesem Augenblick. Mir, der ich an die Erkenntnis deutschen Geistes

mein Leben gesetzt habe, füllt es die Seele mit banger Sorge, wenn ich sehe, wie die Partei, der Verein, wie zumal der Inbegriff aller dieser Herdeninstinkte, der Sozialismus, den Germanen seinem besten Ideale, dem Mute selbst zu sein, entfremdet. Noch Frau von Staël war verwundert, daß es des Deutschen höchste Ehre war, anders zu sein als die Andern, und der große französische Philologe Gaston Paris hat diesen Drang bis ins Mittelalter hinein beobachten wollen. Sie werden schon Recht haben. Denn hier ruht der tiefste Kern jener pervicacia, ipsi fidem vocant, die Tacitus befremdete; hier wurzeln der Ernst und die Liebe, die uns Deutschen so schön stehn. Und dieser Mut des Allein- und Selbstseins ist unentbehrlich für jeden, der herrschen will, sei es im Engsten. Mir ist es kein Zweifel, daß die Schule, die die Selbständigkeit gegenüber den gefährlichen, den nivellierenden Elementen unseres modernen Lebens verbürgt, mehr denn je die Schule von Hellas sein wird. Sie kann, wenn eine, ihrem Jünger die geistige Freiheit geben gegenüber der Mode des Tages, seine individuelle Art stärken, indem sie sie bildet. Wir brauchen eine aristokratische Schule, die Männer erziehen soll, würdig zu herrschen, weil sie stark genug sind in sich, um des Beifalls entbehren zu können. Das Gymnasium wird heute schon auf diese Probe rühmlicher Unpopularität gestellt. Schablonen hat das Hellas, an dem wir uns bilden sollen, nicht gezeugt; zu jedermann aus dem Volke hat das Altertum nie gesprochen. „Vielen gefallen ist schlimm." Aber Männer soll und kann die humanistische Schule ziehen, die es verstehen, ihren be-

sonderen geistigen Beruf zu erfüllen, „ein jeder brav nach seiner eignen Weise“. Es ist eine befreiende Tat des alten Humanismus gewesen, daß er dem stolzen Individuum freie Luft des Atmens gab. Und das sollte noch heute des Gymnasiums höchster Stolz sein. Von den Einzelnen und Einsamen kommt doch alles Beste her. Mit Goethe und Platon einsam sein, das läßt sich schon ertragen.

Den zweideutigen Ruhm, das Volk der Dichter und Denker zu sein, haben wir längst verloren. Aber es wäre schlimm, wenn wir je verlernten, die Größe jener Vergangenheit zu verstehen. Wir wollen ihr nicht nachtrauern. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! Und die erprobten Freunde, die uns Deutsche, seit wir von uns selbst wissen, in treuem Verständnis bald fest geführt, bald ermutigend begleitet haben, die sollten uns, die sollten wir jetzt verlassen, da uns neue Wege winken, deren Ziele wir nicht kennen? Nein! Wir vertrauen auch fernerhin der heilsam bildenden Kraft des Altertums; wir wissen wie Goethe:

„Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.“

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Druck von W. Pormetter in Berlin.